

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dass dieser Ausgang von weltlichen Extratouren der Kirche aus innerer Logik reift, weil die Kirche durch ihre Abtrünnigkeit ins Allzuirdische beweist, sie habe die Verankerung im Überirdischen und damit die Motivierung ihrer Existenz verloren;

dass es daher schon ein Zeichen für die weitfortgeschrittene innere Zersetzung der Kirche ist, wenn sie sich sogar mit „sozialistischen“ usw., das heißt mit politischen Parteispezialitäten breitmacht und damit der Zersetzung des Turnwesens durch die parteipolitischen Turnvereine folgt, obwohl es weder eine sozialistische noch eine katholisch-konservative usw. Turnübung gibt;

dass also die Kirche einen gefährlichen Selbstbetrug begeht, wenn sie von solchen Divergenzen sich innere Erneuerung und Stärkung nach außen verspricht und dabei vergisst,

dass alle kirchliche Wiedergeburt und Kräftigung ihre Quelle in der religiösen Überwindung religiöser Krisen hatte;

dass das insbesondere bei der Reformation und Gegenreformation der Fall war, die beide überzeugende Beweise dafür sind;

dass religiöse Bewegungen nur durch die Ausstrahlung ihrer gesammelten religiösen Kraft Einfluss auf die Politik gewinnen;

dass aber umgekehrt die Kirche innerlich abstirbt und von außen her abgewürgt wird, wenn sie der inneren Unmöglichkeit nachstrebt, sich durch Einmischung in die weltlich-politischen Dinge religiös zu konsolidieren.

Herr cand. theol. Arthur Mettler mag an diesen wenigen Feststellungen nachmessen, ob meine früheren Ausführungen eine Eifersuchtsgeburt des „Staatsphantasmus“ waren oder ob sie nicht vielleicht mindestens ebenso sehr der wohlbedachten Sorge um die Kirche entsprangen. Und er mag auch durchdenken, ob es für die Kirche ersprießlich ist, das religiöse Sehnen des Volkes ungestillt zu lassen, ihm statt dessen in religiöse Aufmachung gepackte Sozial- und Allerweltspolitik zu bieten und diejenigen, die aus Gründen ihrer seelischen und intellektuellen Konstitution auf dieses Ersatzgeschäft nicht einzugehen vermögen, des „landläufigen Irrtums“ zu zeihen und damit die Christlichreligiösen und die Christlichpolitischen gleicherweise zurückzustoßen?

Baden, Mitte März 1926.

Hans Räschle.

Flucht aus dem Gefängnis.

Man liest Wilsons „vierzehn Punkte“ und fühlt den Drang, eine Häuserreihe zu zeichnen, die sich nach hinten perspektivisch verengt und abgeschlossen ist: eine Sackgasse, noch unfertig und doch schon ruinös. Der Verputz bröckelt zur Erde, die Fenster glozen gardinenlos. Drinnen, in den Mietskasernen, auf zerriissenem Rohrsessel und zerfetzten Klubstühlen sitzen einige graue Hutzelmännchen mit Brillen und Spitzbärten: Pazifisten, die nicht aus und ein wissen. — Das Freiheitsgefühl lässt uns dies Gefängnis fliehen.

Albert Steffen: Der Künstler zwischen Westen und Osten.
(Zürich, Grethlein, 1925.)

Bücher-Rundschau

Staatsmänner schreiben Bücher.

Als nach dem Friedensschluss die Flut von Memoiren über die ehemals kriegsführenden Länder hereinbrach, haben große Verlagshäuser auf beiden Kontinenten Clemenceau mit aller Überredungskunst und großen Versprechungen zu

überzeugen versucht, daß auch er seine Lebenserinnerungen schreiben müsse, daß ohne sein Zeugnis manche Geschehnisse im Dunkeln bleiben werden. Doch der Tiger winkte ab. Auch als vor einigen Monaten ein heftiger Streit durch die französische Tagespresse und durch die Fachschriften ging, ob der Waffenstillstand zu früh und seine Bedingungen richtig gewesen seien, ob Foch oder Clemenceau die Verantwortung dafür trügen, drängten die Verleger von neuem auf ihn ein. Er wich aber wieder aus und überraschte die Welt dafür mit einem andern Werk. — Die bekannte Zeitschrift „Illustration“ hat in einer ihrer letzten Nummern das neue Werk Clemenceau's — nach seiner Behauptung sollen noch andere folgen — veröffentlicht, eine Studie über **Demosthenes**. Es kann sicherlich nicht gleichgültig sein, was immer Clemenceau schreibt, vor allem wenn es sich um politische Figuren handelt. Doch hier erinnert nichts mehr an den alten Kampfhahn und Jakobiner. Mühsam sind seine Konstruktionen, oft sogar langweilig. Vergebens sucht man nach dem Tempo seiner früheren Schriften und Zeitungsartikel. Es mag sein, daß ein derartiger Stil oft eine Alterserscheinung ist; hier handelt es sich aber nicht darum, sondern um das Ergebnis seiner Einsamkeit. Zu dieser aber hat Clemenceau wohl nie eine Begabung verspürt. Jetzt dampft und kracht es nicht mehr um ihn herum, und dieser Gewaltmensch ist zur Beschaulichkeit verurteilt. Könnte da viel anders als intellektuelle Langeweile entstehen? Aufheiterische Zeitungsartikel und triviale Broschüren aus seiner Glanzzeit und seine ganze bissige Dschungelphilosophie sind mir jedenfalls viel lieber, als dieser letzte und alle Bände, die er noch schreiben will.

Auch **Herriot**, der in einem Sommeraufenthalt in der Normandie sich von seinem verunglückten Ausflug in die Ministerpräidentschaft erholt, ist nicht müßig gewesen. In einem freundlichen Buche „**Dans la Forêt Normande**“, (Hachette) erzählt er von der Normandie, von ihren natürlichen und künstlerischen Schönheiten, von dem starken und doch feinen Geschlecht, das dort aufgewachsen ist. Er führt uns durch die heroische Zeit der Normannen und durch die Ruinen des alten Galliens. Von den Zeugen romanischer und gotischer Kunst, von den Figuren der Renaissance weiß er viel zu berichten. Besonders was er über die letzte geschichtliche Erscheinung der Normandie ausführt, über Charlotte Corday und ihr Opfer, den schrecklichen Marat, ist vorzüglich. Dies ist aber erfreulicherweise auch alles, was er von Politik sagt.

Beim Durchblättern dieser beiden Bücher hatte ich das Gefühl eines besondern Unterschiedes zwischen ihren beiden Autoren: Wird einmal Herriot politisch tot sein, so wird er noch manches kluge Buch schreiben, wie dieses letzte und das früher erschienene über Madame de Récamier. Denn die Schriftstellerei ist ein Teil seiner Natur. Er ist von Haus aus Literat und, man möchte fast sagen, er hat sich in die Politik verirrt. Und bei Clemenceau, drängt sich einem da nicht der gegenteilige Eindruck auf? Die Einsamkeit endloser Sanddünen der Vendée hat Clemenceau verleitet, mit Bücherschreiben seine Langeweile, den Schatten seines gewaltigen Schicksals zu verscheuchen. Verläßt Herriot dagegen einst den Palais Bourbon, so wird er in natürlicher Umstellung seiner Anlage die literarischen Studien in vollem Umfange wieder aufnehmen können.

* * *

Aus dem Kreis der immer kleiner werdenden Zahl jener Staatsmänner, die bisher ihre Erlebnisse aus der Zeit vor und während des Weltkrieges noch nicht schriftlich niedergelegt haben, ist nun auch der frühere französische Staatschef, **Raymond Poincaré**, herausgetreten und hat mit der Abfassung seiner Erinnerungen begonnen. Ende Februar sind zwei erste Teile seines groß angelegten Verteidigungswerkes, „**Le lendemain d'Agadir**“ und „**Les Balkans en feu**“ (beide bei Plon, Paris 1926) erschienen.

Poincaré hat es jetzt nicht leicht. Er wird von vielen Seiten zugleich angegriffen. Das ist er jedoch gewöhnt, denn je und je verstand er durch sein Sprechen, Schreiben und Handeln seine Gegner bis zur Raserei aufzustacheln. Nachdem die Angriffe während langer Jahre auf Ausfälle in der Kammerdebatte und in linksstehenden Zeitungen beschränkt blieb, wird er jetzt auch von

der Literatur hergenommen und unbarmherzig zerzaust. Wie grimmige Gefühle er bei seinen Widersachern geweckt hat, ist nur allzu deutlich aus einem Roman von Jean Giraudoux zu ersehen, der den Titel „*Bella*“ (Graffet, Paris 1926) führt und wie eine Bombe in den literarischen und politischen Kreisen der Seinestadt wirkte. Federmann weiß es, *Bella* ist ein Pamphlet. Aber es ist auch noch etwas anderes. Gerade weil man darin Tatsachen und Ähnlichkeiten findet, sieht man, wie die Arbeit des Schreibers sie umformte. Es gibt denn auch kein Werk, wo die Art und Weise Giraudoux' sichtbarer wäre. Giraudoux ist ein hoher Beamter im Ministerium des Äußern. Er kritisiert seinen ehemaligen Chef in der Person seiner Figur Rebendart, den er förmlich aufhängt und vierteilt. Wenn er zum Beispiel von ihm als Enthüller von Kriegsdenkmälern spricht, erscheint Poincaré uns als ein Mensch, für den der Tod vieler auf dem Schlachtfeld gefallener Soldaten nicht mehr ist, als irgend ein Todesfall in seiner Familie; schon als der Politiker Rebendart im Frieden eine Rede hielt, um eine Ausstellung zu eröffnen, hörte man den Anspruch auf Reparationen gegenüber Europa heraus. —

Dergestalt überfällt zum Beispiel Giraudoux Poincaré. Dieser üble Opportunismus eines gewesenen Untergebenen, der nun nichts mehr zu fürchten hat, mag den ehemaligen Präsidenten der Republik nicht sonderlich berühren; weit stärker empfindet er die Angriffe des bekannten Schriftstellers Victor Margueritte (in „*Les Criminels*“, Flammarion, Paris 1925), mit dem er in seiner Verteidigung gegen die Anschuldigung, daß er von Anfang an auf den Krieg hingearbeitet habe, in erster Linie abrechnet. Denn der Verfasser der berüchtigten „*Garonne*“ ist der hervorragendste Angreifer, was die Kriegsschuldfrage betrifft, aber Poincaré würde ihm trotzdem wahrscheinlich nicht mit solcher Heftigkeit antworten, wenn er nicht seinerzeitige, höchst freundshafliche Beziehungen geltend machen könnte. Mit unverhohlener Freude schildert er, wie besagter Schriftsteller und dessen Bruder, sei es um die Ehrenlegien oder einen Preis der Akademie zu erhalten oder sei es um Deputierter zu werden, immer wieder seine Dienste in Anspruch nahmen, wie ungewöhnlich viel sie als seine Neffen einheimsten. Und fragt erstaunt: „Welch kräftige Motive muß ein Schriftsteller, wie er, in den deutsch-sowjetistischen Veröffentlichungen gefunden haben, um so alte und so schwere Ketten der Dankbarkeit abzuschütteln, und einen Mann, dessen Hände er geleckt hat, als Verbrecher hinzustellen.“ — Daz Poincaré so mit dem Produzenten der „*Garonne*“, „*Compagnon*“ und „*Compte*“ abrechnet, ist nur erfreulich. Doch wenn man in den beiden Erinnerungsbänden weiterliest, ist man ein wenig enttäuscht, da er nicht viel Neues vorbringt. Man findet auch nicht, wie doch natürlich, eine energische und mit neuen, schlagenden Argumenten gestützte Verteidigung des Friedenswillens seiner Regierung.

Eine Geschichte des Krieges 1914—1918 kann, wenn man die Masse des dokumentarischen Materials bedenkt, die ein künftiger Geschichtsschreiber zu bewältigen hat, noch am ehesten von einem ihrer Zeugen geschrieben werden, dem die Ereignisse, die Unterhandlungen und Zeugnisse in seinem Geiste gegenwärtig sind. Ohne Zweifel wird kein Lebender alles kennen. Aber mehrere Menschen und einer von denen ist Poincaré, kennen doch die hauptsächlichsten Tatbestände. Allgemein auch hat man diese seit 1920 gekannt, das heißt nach dem Druck der deutschen und österreichischen Dokumente. Was man seither verbreitet hat, enthält nur Bestätigungen und wertvolle Beweise. Immerhin ist es zu begrüßen, daß auch auf dieser Seite des Rheins der Versuch zu einer großen Manifestation gemacht wird.

* * *

Zum Schluß, nach der Lektüre all' dieser schriftstellerischen Erzeugnisse von französischen Staatsmännern, ist man glücklich, ein kleines Bändchen zu finden, das in knapper, ironischer und überlegener Weise fünfzehn Köpfe des heutigen französischen Staatslebens meisterhaft umreißt. „*Comme je les vois*“ (Simon Kra, Paris 1926) heißt es und stammt aus der Feder des jungen Chefredaktors des „*Oeuvre*“ (Kartellszeitung), Jean Piot. Mit überzeugender Treffsicherheit umschreibt er auf wenigen Seiten sein jeweiliges *Sujet*, verteilt mit ob-

jeftiver Grazie Licht und Schatten über seine Figuren und blendet sie mit seiner Ironie. Das knappste Porträt gelingt ihm, da er von Mr. André Maginot, dem früheren Kriegsminister, spricht: „Sergent. Deux mètres“. Piot weiß, worauf es ankommt: — auf kürzeste Sachlichkeit; haben wir heute doch jedes Vertrauen zu tausendseitigen Heldenbiographien verloren. Briand, Millerand, Painlevé, Caillaux, Herriot, Blum, Loucheur und Poincaré, um nur die wichtigsten zu nennen, werden unter Piot's Lupe kurz und bündig seziert und in einigen Säcken vorgestellt.

Hermann Hagenbuch.

Über Russland.

General Avvaloff-Bermondt: Im Kampf gegen den Bolschewismus; Augustin, Glücksstadt; M. 20.

Dem Verfasser dieses wertvollen Beitrages über eines der trübsten Kapitel der Nachkriegsgeschichte merkt man bei jedem Satze an, daß er wohl mehr gewohnt war, das Schwert als die Feder zu führen. Wir möchten aber dies weder als einen Fehler, noch als einen Mangel bezeichnen, und es wäre wohl manchmal gut, wenn Männer wie der hervorragende Führer im Abwehrkampf gegen den Bolschewismus in Litauen ihre ungeschminkte Meinung so sagen würden, wie dies im vorliegenden Buche Avvaloff-Bermondt tut.

Der Leser findet in dem Buche zahlreiche bedeutungsvolle Auskünfte eines wohlersahnenen, in hohem Range stehenden ehemaligen russischen Offiziers. Wenn das, was er von dem Benehmen und Verhalten des ehemaligen Verbündeten Frankreich sagt, auch nur zum Teil wahr sein sollte, — und man gewinnt den Eindruck, daß er nicht besonders übertreibt — so muß die objektive Geschichtsforschung verlangen, daß die beschuldigten Mächte auf diese scharfe öffentliche Anklage Antwort geben, sonst wird ewig ein dunkler Fleck an ihnen haften bleiben; es darf eben nicht vergessen werden, was da gesagt wird, sagt ein ehemaliger Verbündeter.

Recht interessante Details finden sich in dem militärischen Teile, wo der Verfasser berichtet, wie er mit deutscher Hilfe gegen den immer mehr sich ausbreitenden Bolschewismus kämpfte, bis ihm auch da die Entente in die Arme fiel.

Von politisch aktuellem Interesse ist die Darstellung der Bolschewistenherrschaft. Man ist wohl gewohnt, daß hier grau in grau gemalt wird. Diese Schilderungen Avvaloff-Bermondts, die authentisch zu sein scheinen, gehen aber weit über das Maß dessen hinaus, was man bisher vom Bolschewismus zu hören gewohnt war. Was dort geschah, reicht weit über die in der französischen Revolution gefeierten tierischen Orgien hinaus. Man möchte dem Bundesrat dieses Buch zum Mitnehmen als Vorlesebuch für die Verhandlungen mit Sowjet-Rußland empfehlen.

Eugen Birchler.

* * *

Als kurze, leicht verständliche Einführung in die heutigen russischen Verhältnisse ist noch immer die in unsern Heften früher schon (November 1924) ausführlich gewürdigte, vor kurzem in 2. umgearbeiteter Auflage bei Bowinkel in Berlin erschienene Schrift des Chefredakteurs des „Revaler Boten“ Axel de Vries „Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins“ (186 S.; M. 4.50) zu empfehlen. Der Verfasser sieht von seinem nahen Beobachtungsposten aus wirklich das Russland des „kommunistischen Ordens“ ohne jegliche Vereingenommenheit. Als Zweck seiner Schilderungen bezeichnet er, durch Vermittlung der Kenntnis der „schwersten sozialkulturellen Krankheit des heutigen Europa“ zu deren Heilung beizutragen. Erinnern wir uns an zwei Tatsachen. Einmal an Ursprung und Wesen des kommunistischen Ordens, der gleichbedeutend ist mit dem heutigen russischen Staatswesen. Er unterscheidet sich von den heutigen Parteien der westeuropäischen Staaten dadurch, daß sein

ganzes Leben und Trachten einer Idee, und nicht wie bei jenen, der Vertretung wirtschaftlicher Interessen gewidmet ist. Seine Stoffkraft liegt in seiner festumrissenen Weltanschauung. Die meisten seiner Führer sind nicht aus dem Proletariat hervorgegangen, sondern aus der früheren russischen Oberschicht (Tschitscherin, Tuchatschewski), die längst den Glauben an sich verloren hatte und der inneren Zersetzung aus den eigenen Reihen heraus verfallen war (Tolstoi, Krapotkin, Bakunin). Der Mangel an organischem Aufbau im früheren russischen Staat und Gesellschaftskörper hat dem Charakter der russischen Intelligenz das Sprunghafte und Unorganische verliehen. Dazu kommt, daß ein großer Prozentsatz der Führer des kommunistischen Ordens der jüdischen Rasse angehört, die durch keine Gefühls- oder Traditionswerte an bestehende oder vergangene Daseinsformen gebunden ist. So hat sich aus diesen Elementen, die durch den schonungslosen Ausleseprozeß des schwierigsten physischen und psychischen Kampfes gegen den Zarismus hindurchgegangen sind, eine Ordensführung herausgebildet, die an Arbeitskraft, Intelligenz und eisernem Willen alle heute in Europa bestehenden Organisationen übertrifft. Aber deren Werk ist zu sehr nur Verstandeswerk, ist nicht organisch gewachsen, verstößt gegen den letzten Sinn des Lebens und kann daher überall nur zerstören, aber nirgends aufbauen. Dieses Werk wird bestehen, solange seine Begründer leben; mit dem unter gänzlich veränderten Bedingungen heranwachsenden eigenen Nachwuchs trägt der Orden den Todeskeim in sich. Die Gefahr einer Übertragung seiner Zerstörungsarbeit auf die übrige Welt besteht nur dort, wo diese auf franke und morsche Volks- und Staatskörper trifft. — Die andere große Tatsache des Bolschewismus ist seine teilweise Lösung der Nationalitäten- (und Minderheiten-) Frage im sowjetrussischen Föderativverband. Außenpolitik, Heerwesen und Wirtschaftspolitik liegen bei der Zentrale; Schule, Verwaltung, Gericht wird von den einzelnen Nationalitäten in ihrer Muttersprache bestritten. Hier liegen fruchtbare Anknüpfungspunkte für künftige mitteleuropäische Gestaltungen.

Über alle wünschbaren Einzelheiten des Sowjetstaates geben die zwei staatsrechtlichen Abhandlungen von **Manfred Langhans** „*Vom Absolutismus zum Rätesrepublik*“ (Hirschfeld, Leipzig, 1925; 160 S.; M. 6) und **R. Timashev** „*Grundzüge des sowjetrussischen Staatsrechts*“ (Bensheimer, Berlin, 1925; 186 S.; M. 9) Aufschluß. Man ersieht daraus so recht, wie unorganisch und ungewachsen auch da alles ist. Theoretisch finden sich die schönsten Anfänge zu einem neuen Staats- und Verfassungsrecht. Weil aber das wirkliche staatliche Leben nicht in ihnen fließt — es beschränkt sich praktisch ausschließlich auf die Tätigkeit des kommunistischen Ordens — erscheinen sie dem unbeteiligten Dritten zur Hauptsache als hohle, auf Täuschung berechnete Fassade.

Vernen, wie man es machen soll, werden wir Mitteleuropäer vom heutigen Russland wenig können; wie man es nicht machen soll, dagegen sehr viel.

D.

Vom Wehrwesen.

„General Ulrich Wille“. Von Oberstkorpskommandant Robert Weber. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft (Artillerie-Kollegium) in Zürich auf das Jahr 1926. Zürich 1926.

„In der Schweizer Heeresgeschichte der neuesten Zeit ragt die Persönlichkeit des Generals Wille als Reformator und Führer unseres Volksheeres weit über jede andere hervor.“

Wie wahr dies ist, wird einem erneut bewußt, wenn man dies Lebensbild — geschildert von einem Kameraden des toten Generals — an sich vorüberziehen läßt. Nur eine in sich geschlossene Persönlichkeit, geführt von einem zielbewußten Willen, gewappnet mit Kampfesgeist, konnte vollbringen und erreichen, was Wille erstrebte. Aber solche Tatmenschen von außergewöhnlichem Maß müssen gerade in der nivellierenden, jeder Ausnahmestellung abholden,

Demokratie auf viel Widerstand und Unverständnis stoßen. Wie überlegen aber General Wille war, zeigt vor allem sein Verständnis für unser Volk und Heer, die er durch und durch kannte und über alles liebte, was ihn aber vor Strenge und hohen Anforderungen nicht nur nicht abhielt, sondern solche geradezu kategorisch fordern ließ. Diese Blätter sind umso wertvoller, als sie einige Aufzeichnungen des Verstorbenen wörtlich wiedergeben, wodurch man viel unmittelbarer als durch lange Beschreibungen in den Bannkreis der kraftvollen Persönlichkeit gezogen wird. Auf Schritt und Tritt erkennst man den Kampf, den General Wille führte gegen den „sorglosen Dilettantismus, von dem der Betrieb unseres Wehrwesens von oben bis unten durchseucht war, von dem es sich zur Stunde (nach dem Weltkrieg) erst unvollkommen befreit hat“; ferner sein Einsehen für die unerlässliche Beschränkung auf das Einfachste in der Ausbildung unserer Soldaten, sowie für die Befreiung der Truppenoffiziere von der Bevormundung durch die Instruktoren. Andrerseits das große Gewicht, das er auf die Erziehung des Mannes zum Soldaten legte wie auf das Wesen richtiger Disziplin als die Grundlagen der Kriegstüchtigkeit. Er hatte auch den Glauben an das Milizsystem als das einzige brauchbare und unsren Verhältnissen angemessene. — Aber vom rein Persönlichen steigt diese Biographie auf zu einem Ausschnitt aus einem halben Jahrhundert der Geschichte unseres Heerwesens mit den vielen Kämpfen um dasselbe, die ja auch heute wieder aufzulodern scheinen. Aus den Erfahrungen jener Zeiten lassen sich manche wichtige Lehren für die Gegenwart wie die Zukunft ziehen. Was General Wille vor sieben Jahren schrieb, in der einfachen nüchternen, aber gesunden Art des Soldaten und Bürgers eines freien Staates, wie des unsrigen, ist auch heute und morgen noch richtig: „Ein Volk, das nicht wehräftig sein will, versimpelt und verweichlicht in allen Beziehungen.“

Peter Hirzel.

Literarische Neuerscheinungen.

Meier, Walter: Jean Paul, Das Werden seiner geistigen Gestalt. Wege zur Dichtung, Zürcher Schriften zur Literaturwissenschaft, herausgegeben von Emil Ermatinger. Zürich, Orell Füssli, 1926. 178 S.

Jean Pauls geistiges Wesen aufzudecken, ist eine anziehende Aufgabe. Lauten doch die Urteile über seine dichterische Persönlichkeit äußerst verschieden. Gottfried Keller und C. F. Meier — um einige von vielen zu nennen — standen in ihrer Jugend in seinem Banne. Keller strich seine Hymne auf den Bayreuther Dichter in der Neuauflage des „Grünen Heinrich“ zusammen, und C. F. Meier verschenkte seinen Richter in der Zeit der künstlerischen Reife an den jungen Adolf Frey, — nach Frey das sichere Zeichen, daß er innerlich mit ihm fertig war. In einer Zeit, da Goethe und Schiller ein Allgemeinmenschliches in klassisch ausgeglichenen Werken anstrebten, blieb Jean Paul der Deutsche, himmelhoch schwärmend und zugleich an das Skurril-Alltägliche gebunden. Mit seinen stimmungssatteten Naturschilderungen, den reinen Jünglingsseelen, die das Glück in der eigenen Brust tragen, den äußern Misgeschicken zum Trotz, ist Jean Paul der Vorläufer des beherrschteren, gestaltungskräftigeren Wilhelm Raabe. Meier unternimmt es, die Richter'sche Zwillingsgestalt, in welcher „ein Seraph und ein Sathyr verkröpft erscheinen“, zu deuten. Zuweilen möchte man sich die tiefergehende Sonde des Psychoanalytikers wünschen, um dem ewig Jünglinghaften im Wesen des Dichters näher zu kommen, diesem beständigen Kreisen um das eigene seelische Ich. Der Tod zweier Freunde (Orthel und Hermann) verstärkte in Jean Paul den Hang, alles vom Schwindel der Vernichtung aus zu betrachten. Schon als Student hatte er die Vision des eigenen Sterbens, und nur die Anrufe seiner Wirtin erlösten ihn aus einer an Wahnsinn grenzenden Entrückung. Wie kaum einem andern Dichter neigten sich Jean Paul die Frauen zu. Des Dichters Liebe bleibt sich gegenüber allen gleich. Sein übersinnliches Schwärmen sucht ein gestalt-

loses Du. Die hochgespannten Bindungen mußten an der Wirklichkeit reißen. Schließlich hat Richter wie Wieland eine brave Hausfrau heimgeführt. Wenn uns Meier den „Seraph“ Jean Paul zu erklären sucht, so bleibt er uns den „Satyr“ einigermaßen schuldig. Es ist, als ob der in unirdischen Sphären schwefelnde Geist Jean Pauls mit Wollust sich von Zeit zu Zeit der Allzumenschlichkeit erinnerte. Den selben Gegensatz finden wir im Dichterwesen Wielands. Es wäre der Untersuchung wert, nachzuspüren, wie dieser Gegensatz, dieses Gleiten vom Ideal zur Plattheit und umgekehrt, einen Bestand des germanischen Humors ausmacht. Richter hat z. B. in der Einleitung zu „Rabenbergers Badereise“ den Gebrauch des Ekelhaften zu humoristischen Zwecken verteidigt. Die fesselnde, gedankenreiche und formschöne Studie Meiers ruft nach einer Fortsetzung, einer Erweiterung und Ergänzung. Das Jahr 1925, in dem der Todestag Jean Pauls zum hundertsten Male wiederkehrte, hat uns eine dreibändige, von Richard Benz besorgte empfehlenswerte Auslese aus den 60 Werken des Dichters gebracht (München: Piper).

* * *

Renker, Gustav: Volk ohne Heimat; Staedmann, Leipzig, 1925; 344 S.; geh. M. 4.50.

Wer für eine Volksbibliothek zu sorgen hat, wird freudig nach dem Romane Renkers greifen, denn er hat alle guten Eigenschaften einer gehaltvollen, spannenden Unterhaltungslektüre. Wie eine Robinsonade mutet die Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege an, da in Kärnten, an der italienischen Grenze die Lütheraner von den „Kaiserlichen“ in die unwegsame, vipernersäßte Waldung getrieben werden und unter dem harten Regimenter des vormaligen Talmeiers Markus Wolfner die Neusiedlung Deutschenberg entsteht. Wolfner rächt den Ehebruch seines Weibes durch einen doppelten Totschlag und verlangt sein Todesurteil. Keiner wagt, die Hand an ihn zu legen. Er wird aus der neu-gegründeten Gemeinde verbannt. Bar aller menschlichen Hilfsmittel, lebt er in einer Höhle, seinen einzigen Genossen, den Waldtieren, gleich. In der Sonne verehrt er das allbelebende höhere Wesen. Zwischen zerfällt Deutschenberg innerlich und äußerlich. Wiese und Wald bedecken wieder die unbestellten Acker. Die Gemeindegärtner werden zum Räuber gesindel, das kein Gesetz, keinen Glauben achtet. Nur noch wenige greise Freunde Wolfners gedenken der alten strengen Zeit. Der in ihrer Obhut aufwachsende einzige Sohn des Talmeiers, halb Jüngling, halb Knabe, zieht heimlich auf die Suche nach dem verschollenen, schon Sage gewordenen Vater aus. Er findet ihn, teilt und erleichtert sein Los. Das Räuberfest Deutschenberg wird von den katholisch gebliebenen Talbauern ausgeräumt, und mit Markus Wolfner, dem Jüngern, nimmt eine neue Generation Besitz von der Siebelung. Licht und Schatten sind fast ängstlich auf die Repräsentanten der beiden Bekenntnisse verteilt. Katholiken wie Neugläubige legen unter allen Greueln der rauen Zeit Beweise der Menschlichkeit ab. Durch allerlei Sagen weiß der Verfasser ein erregendes Helldunkel zu erzeugen, das einzelne frasse Züge wie das Annageln des Feindeshauptes an den Giebel des Wolfnerhofes zuläßt. Man könnte sich den Roman leicht verfilmt denken. Die Sprache geht ihren sichern, gewichtigen Gang. Ein anschaulicher Ausdruck lehrt so viel wieder, daß er fast maniert wirkt: er verhielt den Schritt. Am Schlusse stellt Renker den Zusammenhang mit der Gegenwart her; der Roman ist die Familiengeschichte eines Kriegskameraden, des Frontkämpfers Markus Wolfner.

Helene Meyer.

Bildende Künste.

In unsern Hesten nehmen wir gerne Kenntnis von allen Arbeiten, die geeignet sind, die Anschauungen über unser Land zu erweitern und zu vertiefen, auch wenn sie nicht unmittelbar in unser Gebiet fallen. So ist es ein Vergnügen, das Buch von Dr. Josef Gantner: „Die Schweizer Stadt“, erschienen

in der vom Verlag A. Piper in München (welcher wohl die Verantwortung für den Titel Die Schweizer Stadt trägt) herausgegebenen Folge: die schöne deutsche Stadt, anzuzeigen. Es bezeichnet sich selbst als Bilderbuch und enthält 170 Abbildungen von Städten und Städtchen der Schweiz, Gesamtansichten, darunter viele lehrreiche Fliegeraufnahmen, namentlich wenn sie nicht aus zu großer Höhe gemacht worden sind, und Ansichten von einzelnen Stadtteilen, Gebäuden, Plätzen und Brunnen. Die Auswahl ist ganz vorzüglich und man wird schwerlich etwas vermissen. Wenn es nicht zu weit führen würde, wären Wünsche höchstens nach mehr Wiedergaben von alten Ansichten, Stichen und Bildern zu äußern. Über den Bildern ist aber, wie das bei solchen Werken leider häufig geschieht, das geschriebene Wort nicht zu vernachlässigen. Das wäre gerade auch bei Gantner schade. Zu beachten ist zunächst, daß dem Verfasser nicht viel Raum für geschichtliche Mitteilungen zur Verfügung stand, er auch dazu nicht große Lust hat, sondern versucht, Typen festzuhalten und dabei die heutige Erscheinung unserer Städte vielfach als aus einem Guß entstanden annimmt, als Werk eines mittelalterlichen Städtebauers, während sich doch verschiedene Zeitalter auswirken. Er verzichtet auch, im Allgemeinen, darauf, das besonders Schweizerische oder das den einzelnen Landesteilen Eigen-tümliche hervorzuheben, etwa durch Vergleiche mit anderen Ländern. Schließlich hat man überall z. B. an Flüssen gebaut, namentlich dort, wo ein Fels mit Raum zu einer Ansiedlung sich dem Wasser nähert. Da wäre es von Bedeutung, sich den Unterschied klar zu machen. Ist es nicht wesentlich, daß unsere größeren Städte fast alle protestantisch geworden waren und deshalb die gewaltigen Kirchenbauten, oder wegen unserer bürgerlichen Staatseinrich-tungen die großen Regierungs- und Fürstenpaläste der Barockzeit fehlen? Das mächtige achtzehnte Jahrhundert hat wohl Bern und seinen Landstädtchen z. B. Zofingen sein Gepräge aufgedrückt, aber auch in eigener Art, sodaß ganz abgesehen von der besonderen Lage, diese Stadt ein Aussehen hat, das sonst nirgends anzutreffen ist. Dieses Eigentümliche, das wir auch als das Heimatliche ansprechen können, findet man bei Gantner unter dem Stichwort „Silhouette“ ververtet, freilich auch wieder als ein bewußtes Werk des „mit wahrer Wonne die Möglichkeiten augenfälliger Wirkungen in der Landschaft auskostenden Erbauers einer ganzen Reihe meist kleinerer Städte“, während andererseits von einer „nie ganz durchschaubaren Rechnung“ und „von einer auf das Irrationale gerichteten Gesinnung des mittelalterlichen Städtebauers“ die Rede ist. Für Rapperswil und Regensberg wird angenommen, „daß Idealvorstellungen jenes Städtebauers objektiviert worden sind“. Wir hegen Zweifel, ob diese Zurück-führung auf einen einheitlichen persönlichen Bauwillen für den ganzen Ausbau unserer Städte richtig ist. Mag es noch für den Grundriß gelten, so doch kaum für die nun im Laufe der Zeit, also nacheinander errichteten Bauwerke. Da scheint es uns richtiger, von einem aus unserem Volkstum herborgegangenen, nicht weiter erklärbaren, Bauvermögen zu sprechen, das die einzelnen Baumeister befähigt hat, in der eigentlich schlichten, gediogenen und klaren Weise zu bauen, wobei eine offensichtliche Hinneigung zum Malerischen hervortritt, im Gegensatz zur großen architektonischen Linie, die zwar auch nicht fehlt, wie etwa beim blauen und weißen Haus in Basel über dem Rhein, immerhin aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Unter den manchen guten Formu-lierungen möchten wir anführen etwa von Rapperswil: „und was die Architektur nur halb zu geben vermag, das geben die schönen alten Bäume ganz,“ womit doch wohl die an anderer Stelle bezweifelte „rationale Deutung dieser hohen Bäume“ gegeben ist; und etwa noch das Urteil über „die heute bis zur Barbarei verstümmelte Stadt Lausanne“. Nur einen Tadel erlauben wir uns, indem wir aus dem Glauben an und der Verehrung für die deutsche Sprache die Überzeugung haben, daß der Verfasser auch ohne die vielen von ihm ver-wendeten Fremdwörter seine Gedanken, und wohl noch zutreffender, hätte zum Ausdruck bringen können.

* * *

Vom Direktor unseres Landesmuseums (Prof. Hans Lehmann) liegt ein Buch vor „Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz“ (Verlag: Häessel, Leipzig), welches einen Kunstzweig schildert, der bei uns zu besonders hoher Blüte gediehen war. Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß die geschichtliche Darstellung richtig und aus der Fülle für die Abbildungen das Beste ausgewählt worden ist. Aufgefallen ist uns, daß kein Holbeinscher Scheibenriß Aufnahme gefunden hat, die doch ihresgleichen suchen. Es zieht eine stolze hochgemute schweizerische Geschichte in diesen Glasgemälden an einem vorüber; kein Fürst kann selbstbewußter dastehen als der Schützenhauptmann Hans Escher in einer Scheibe von 1599; auch bei kleineren Städten, ja Untertanenstädten spricht die Anfertigung einer Stadtscheibe mit dem eigenen Wappen für das Gefühl eigenen Wesens, so die Stadtscheibe von Überdon aus dem Jahre 1583 mit dem Berner Bären über dem Wappenhelm, wobei noch die deutsche Unterschrift „die Stadt Überden“ anzumerken ist.

Gerhard Boerlin.

* * *

Stein, Erwin: Beuthen; Bd. IV der Monographien deutscher Städte; Deutscher Kommunal-Verlag, Berlin, 1925; 272 S.; M. 6.50.

Der deutsche Kommunal-Verlag in Berlin-Friedenau hat unter dem Sammeltitel „Monographien deutscher Städte“ eine Anzahl von Bänden herausgegeben, die in prachtvoller Ausführung und Ausstattung Aussäße namhafter Fachleute über Wirtschaft, Finanzen, Sozialpolitik u. s. w. verschiedener deutscher Städte, wie Berlin, Frankfurt a. M., Kassel, Magdeburg, Darmstadt, Danzig u. a. m. veröffentlichten. Der 15. Bd. ist der Stadt Beuthen in Oberschlesien gewidmet. Mit ihm wird ein schmerzliches Kapitel neuster deutscher Geschichte berührt. Gibt es doch kaum eine Stadt im deutschen Reiche, die durch die Folgen des verlorenen Krieges so stark in Mitleidenschaft gezogen worden ist, wie gerade Beuthen. Das Buch spricht sich rein sachlich über die Verhältnisse der Stadt und ihrer Umgebung aus und wird so, den Verfassern der einzelnen Artikel kaum bewußt, zu einer Anklageschrift gegen die Sinnlosigkeit der neuen Grenzziehung, wie sie der Entscheid des Völkerbundsrates mit sich brachte. Beuthen ist jetzt Grenzstadt geworden. Es hat durch die neue Grenzziehung mindestens 75 % seines industriellen Hinterlandes verloren.

Th. R. Rumpf.

* * *

Hans Thoma, Sein Leben und seine Kunst von Heinrich Höhn. Schriften des Deutschen Volksstums. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.
Vertraute Stunden mit Hans Thoma von Hermine Maier-Heuser. Im Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig 1925.

Beide Büchlein sind reich mit guten photographischen Wiedergaben aus Thomas Lebenswerk versehen. Sie gehören eigentlich zueinander, sehen sie sich doch schon äußerlich so ähnlich, denn sie ergänzen sich vorzüglich. Das erste ist eine sachlich knappe und gute Darstellung des Menschen und des Künstlers und hält, was es verspricht. Bei der schon so bedeutend angewachsenen Literatur von und über Thoma ist es gewiß vielen Lesern wünschenswert, ein kurz, rasch und gut orientierendes Werkchen über den Künstler zur Hand zu haben, von dem jeder gewiß mehr zu besitzen wünscht, als ihm von Zeitungsberichten und Kunstausstellungen in Kopf und Auge geblieben ist. Diesem Bedürfnis kommt Höhns Schriftlein entgegen. Die 16 Abbildungen nach Werken Thomas sind so gewählt, daß sie von der eigenartigen Begabung und dem vielseitigen Schaffen dieses Künstlers einen guten, wenn natürlich auch nicht vollständigen Überblick geben. Uns mutet sein Wesen sehr heimatisch an, scheint doch diese Kunst mit Böcklin, Welti und sogar Hodler in natürlicher Beziehung zu stehen, ohne daß von direkter Einwirkung gesprochen zu werden braucht. Böcklin'scher Phantasie scheint doch sein Selbstporträt mit dem Totenkopf zu entspringen.

Wer nun gerne mit mehr Gefühl und mystischem Behagen sich in diese Kunst versenkt, dem sind die Aufzeichnungen, die Hermine Maier-Heuser in ver-

trauten Stunden mit Hans Thoma gewonnen, ein willkommener Führer. Wir verleben mit ihr hauptsächlich die letzten Jahre des gealterten Meisters und genießen alles mehr im Rückblick, von der hohen Warte des greisen Künstlers aus, was unserer Beschaulichkeit eine eigenartig weihelvolle Stimmung verleiht.

Hans Schacht.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Abvaloff-Bermondt:** Im Kampf gegen den Bolschewismus; Augustin, Glückstadt.
- Clemenceau, Georges:** Demosthenes; Illustration, Paris, 1926.
- De Bries, Axel:** Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins; Bowinkel, Berlin, 1925.
- Federazione Goliardica Ticinese:** Pareggio delle lauree; Sanvito, Lugano, 1926.
- Gantner, Josef:** Die Schweizer Stadt; Piper, München, 1926.
- Herriot:** Dans la Forêt Normande; Hachette, Paris, 1926.
- Höhn, Heinrich:** Hans Thoma; Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.
- Langhans, Manfred:** Vom Absolutismus zum Rätefreistaat; Hirschfeld, Leipzig, 1925.
- Lehmann, Hans:** Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz; Haessel, Leipzig.
- Lepontia insubrica:** Pareggio delle lauree e studi ticinesi; Leins & Bescovi, Bellinzona, 1926.
- Le rivendicazioni ticinesi,** Memorie e documenti; Grassi, Bellinzona, 1926.
- Maier, Hermine:** Vertraute Stunden mit Hans Thoma; Rotapfelverlag, Zürich, 1925.
- Mann, Thomas:** Bemühungen.
- Meier, Walter:** Jean Paul; Orell Füssli, Zürich, 1926.
- Piot, Jean:** Comme je les vois; Era, Paris, 1926.
- Poincaré, Raymond:** „Le Lendemain d'Agadir“; „Les Balkans en feu“; Plon, Paris, 1926.
- Renker, Gustav:** Volk ohne Heimat; Staedtmann, Leipzig, 1925.
- Stein, Erwin:** Beuthen; Deutscher Kommunalverlag, Berlin, 1925.
- Timashew, R.:** Grundzüge des sowjetrussischen Staatsrechts; Bensheimer, Berlin, 1925.
- Weber, Robert:** General Ulrich Wille; Feuerwerker-Gesellschaft, Zürich, 1926.

Mitarbeiter dieses Heftes:

- Prof. Dr. Walther Burckhardt, Bern. — Dr. phil. Theo Alenert, Verbands-Syndikus, Basel. — Max Dachsli, Forstmeister, Altendorf. — Dr. phil. Hans Honegger, Schriftsteller, z. St. München. — Erich Brod, Schriftsteller, Freiburg i. Br. — Dr. Hans Dohler, Zürich. — Dr. Helmut Ammann, Aarau. — Arthur Mettler, cand. theol., St. Gallen. — Hermann Hagenbuch, cand. jur., Baden. — Dr. Hans Naschle, Stadtschreiber, Baden. — Dr. med. Eugen Bircher, Aarau. — Dr. Peter Hirzel, Bankangestellter, Zürich. — Frau Dr. Helene Meyer, Kilchberg. — Dr. Gerhard Boerlin, Basel. — Dr. Th. R. Rumpf, Journalist, Zürich. — Prof. Dr. Hans Schacht, Lausanne.